

„Das Ende der Welt ist Grün“ – Leben in Ostpolen am Rande der EU

Bericht über die Reise durch Ostpolen vom 19. Juli bis 13. August 2005, gefördert durch ein Stipendium der Heinz-Schwarzkopf-Stiftung

Von Christina Hebel

„Zum Bug? Na einfach geradeaus, da hin, wo es Grün ist“, sagt der alte Mann, der sich mit der einen Hand auf sein Fahrrad stützt. Mit der anderen schwenkt er energisch seinen Hut nach vorn. Kopfschüttelnd schaut er der Frau und dem Mann in Turnschuhen nach, die dankend an ihm vorbei gehen, dorthin, wo der Alte mit seinem grauen Hut immer noch hinzeigt. Seit der EU-Osterweiterung kommen immer mehr Besucher in das Städtchen Włodawa, die ihn sehen wollen – den Bug. Den Fluss, der Polen von Belarus und weiter südlich von der Ukraine abgrenzt, und seit 1. Mai 2004 die Ostgrenze der EU bildet.

So ganz kann der alte Mann das plötzlich wachsende Interesse der Menschen nicht verstehen. Der Bug sei schließlich immer da gewesen. Grenze war er schon zwischen Hitlers und Stalins Diktaturen und nach dem Zweiten Weltkrieg machten ihn die Alliierten mit dem Jalta-Abkommen zur Trennlinie zwischen Polen und der Sowjetunion. Jetzt grenzt er Polen, Belarus und die Ukraine voneinander ab und damit eben EU-Land von Nicht-EU-Land – „na und?“. Für ihn sei alles beim Alten geblieben. Er setzt sich auf sein Fahrrad und tritt in die Pedale. Dabei schüttelt er immer noch den Kopf, auf dem jetzt wieder sein Hut sitzt.

„Endlich sehe ich ihn“, freut sich Rizard Maszkowski. Er steht in Jeansjacke am Ufer des Bug und schaut hinüber auf die andere Seite. Dort in Belarus biegen sich dicht an dicht die Weiden dem Wasser entgegen, der Wind rauscht durch ihre silbriggrünen Blätter. Zu ihren Füßen fließt träge der Strom. Belarus scheint zum Greifen nahe. 20 Meter Wasser trennen die beiden Länder. Es soll Polen geben, die von Belarus nach dem Einkaufen zurück schwimmen, billigeren Alkohol und Zigaretten im Gepäck.

Rizard nimmt seine Digitalkamera, drückt den Auslöser, dann zieht er seine Frau Ania ins Bild. Er erzählt, dass er aus Warschau komme. Vom Bug habe er oft im Radio gehört und wollte ihn schon immer sehen, diesen historisch so bedeutenden Fluss. Jetzt sei er endlich da, am östlichen Ende seines Landes. „Schön ist es hier. So grün, so friedlich“, sagt Rizard. Ja, friedlich sieht die Landschaft nahe der Grenze südlich von Włodowa aus, nur wenige Menschen wohnen hier. Kilometer weit erstrecken sich Wälder und Felder mit Rüben, Kartoffeln, goldenen Stoppeln, Überbleibseln des geernteten Getreides.

Der Bug schlängelt sich durch das Land, mal offen sichtbar, mal hinter einer grünen Wand aus Bäumen und Büschen versteckt. Wenige Kilometer flussaufwärts von Włodowa, nördlich des verschlafenen Dorfes Sobibór mit seinen 50 Häusern und seiner dunklen Holzkirche treffen sich am Bug Belarus, die Ukraine und Polen. Hier ist der Strom breiter, etwa 35 Meter. Schnell fließt das glitzernde Wasser vorbei.



Foto: Christina Hebel

Der Grenzfluss Bug bei Sobibór

Für die Nationalsozialisten war die Abgelegenheit des Gebietes ideal. Sechs Kilometer Luftlinie vom Bug entfernt errichteten sie 1942 an der Eisenbahnstrecke von Włodawa nach Chełm im Wald versteckt ein Vernichtungslager, das sie nach dem Dorf Sobibór benannten. Sie ermordeten dort 250 000 Menschen, hauptsächlich Juden aus den besetzten Gebieten Polens, Österreich, Deutschland, Frankreich, der Tschechoslowakei und den Niederlanden, und den – bis zum Aufstand der Gefangenen im Oktober 1943. Etwa 300 der Insassen konnten fliehen, 47 überlebten das Ende des Krieges. Es war der größte erfolgreiche Aufstand in einem NS-Vernichtungslager.

Der Ort des Lagers, die heutige Siedlung Sobibór-Kolejowy, ist so weit abgelegen, dass sie nur zweimal am Tag von einem Schulbus angefahren wird: Morgens holt er die Kinder ab, nachmittags bringt er sie zurück. In den Ferien gibt es keinen direkten Bus. Besucher, die zum Museum und zur Gedenkstätte für das Vernichtungslager Sobibór möchten und früh morgens mit öffentlichen Verkehrsmitteln aus Chełm kommen, landen im Wald, an einer Kreuzung – fünf Kilometer entfernt von der Siedlung. „Fürchten Sie sich nicht? Hier ist doch nichts, nur Wald. Was wollen Sie denn hier?“ Die Fragen der Frauen, die in dem kleinen Bus mit ihren Tüten sitzen, nehmen kein Ende. Sie reden auf den Fahrgast ein, betrachten ihn dabei neugierig. Immer wieder schütteln sie ungläubig ihren Kopf. „Haben Sie keine Angst?“

„Angst? Ach nein, die müssen Sie hier nicht haben. Hier ist doch das Ende der Welt, ruhig ist es“, lacht Krzysztof Hander. Er sorgt dafür, dass die Opfer nicht in Vergessenheit geraten. Hander sitzt auf seinem blauen Sofa in der ersten Etage des vor ein paar Jahren erbauten Holzhauses, in dem das Museum untergebracht ist. Vom Vernichtungslager gibt es heute nur noch wenige Überbleibsel. Nach dem Aufstand ließen die Nationalsozialisten das

Lager mit den Baracken und der Gaskammer abreißen und alle verbliebenen Gefangenen ermorden, um ihre Spuren zu vernichten.

Bei Kaffee erzählt der Museums-Mitarbeiter, dass ein Friedhof für die Opfer gebaut werden solle. Pläne gäbe es bereits, aber leider kein Geld. Unten fallen Autotüren ins Schloss, Stimmen sind zu hören. Die ersten Besucher sind da. Vor allem Polen würden kommen, nach und nach auch ausländische Besucher, Niederländer und Israelis. Hander führt genau Buch für die Statistik, wer wann nach Sobibór kommt. „Deutsche besuchen uns seltener. Schön ist, dass die Zahl der Besucher insgesamt langsam steigt.“



Foto: Christina Hebel

Die Gedenkstätte Sobibór

So ruhig und beschaulich wie in Sobibór ist es im Dorf Dorohusk schon lange nicht mehr gewesen. Der Andrang ist groß, aber die Besucher interessiert nicht der Ort, sondern das, was dahinter liegt. Dicht stehen die Autos, eines nach dem anderen, aus Polen, der Ukraine, Russland, Litauen, Deutschland, Kilometer für Kilometer auf der Hauptstraße des Dorfes. Die Autoschlange kommt nicht voran, wenn dann rollt sie nur wenige Meter vor. Menschen stehen neben ihren Autos, essen, reden, andere schlafen im Wagen. „Die wollen alle in die Ukraine, das dauert Stunden“, sagt Krzystof. Er versucht seinen Bus an der Schlange vorbei zu lenken, was gar nicht so einfach ist, denn es kommen ihm auch noch Autos entgegen. „Einmal standen die hier drei Tage, die Grenze war dicht, alles war voller Müll. Chaos war

das. Aber es wird gerade eine Überführung gebaut, so dass der Verkehr nicht mehr durch den Ort muss.“

Krzystof ist Busfahrer des Öffentlichen Nahverkehrs Chełms, heute fährt er die Strecke zwischen Chełm und Dorohusk, 26 Kilometer hin und dann wieder zurück. Die Straße wurde vor zwei Jahren mit Mitteln der EU ausgebaut und asphaltiert. Krzystof hält an einer Abbiegung, wo ein Grenzsoldat mit seinem Jeep steht, und öffnet die Tür: „Die Grenze ist da hinten.“

Die vierspurige Straße ist neu, an ihren Rändern liegt noch Kies. Auf ihr reihen sich Autos aneinander, da neben stehen Lastwagen, die vorher am anderen Ende des Dorfes warten mussten. Weiter vorne befinden sich ein blaues Schild „Willkommen in der EU“, ein Restaurant und ein Parkplatz, auf dem Lieferwagen stehen, aus denen Männer alte Küchenherde und Kühlschränke für ein paar Złoty schleppen. Sie binden die Geräte mit Leinen auf den Dächern ihrer alten Ladas fest. Die Autos mit ukrainischen Kennzeichen hängen nur noch knapp über dem Asphalt.

Wie hatte doch der Museums-Mitarbeiter in Sobibór gesagt? „Es gibt hier viele, viele Arbeitslose. Die Leute versuchen mit allem Handel zu treiben, jeder will irgendwie Geld verdienen. Die Korruption ist hoch.“

Ein dunkler Jeep aus Frankfurt am Main rauscht an der Schlange vorbei, hält mit quietschenden Reifen wenige Meter vor der ersten Schranke zum Grenzübergang vor einem Mann in weißen Turnschuhen und grau-weißer Jacke. Schnell steckt er 50 Euro in seine Tasche. Er ruft zum Grenzsoldaten an der Schranke „hej“ und zeigt auf den Jeep. Die Schranke geht auf, der Jeep fährt durch. „So genannte Platzkarten sind das, die wollte der uns auch verkaufen. Wer zahlt, darf vor. Unglaublich und das in der EU“, sagt ein Deutscher aus Essen, der schon seit vier Stunden hier steht, er will mit seiner Familie weiter auf die Krim, Urlaub machen.

Auf dem Grenzübergang, der über den Bug führt und erst vor kurzem mit EU-Mitteln gebaut wurde, steht der Kommandant der Grenzpolizei. Beamte kontrollieren Papiere, öffnen Kofferräume, lassen Autos Richtung Ukraine passieren. „Die Lage ist normal, wie immer“, sagt der Kommandant knapp. Weiter äußern will er sich nicht.

„Hallo, da sind Sie ja wieder“, ruft Krzystof. Er steht neben seinem Bus und kaut auf einem Brot. „Kommen Sie, wir müssen los.“ Er setzt sich auf seinen Fahrersessel und startet den Motor, der ratternde Geräusche von sich gibt: „Mein Bus ist alt, es gibt bestimmt bessere, aber er fährt.“ Der Wind spielt mit der roten Gardine, die an dem Fenster neben ihm befestigt ist. Krzystof biegt auf die Hauptstraße nach Chełm. „Ich bin seit 24 Jahren Busfahrer“, lacht er. Viele Leute hier seien müde und ohne Hoffnung, weil sie keine Arbeit hätten. „Und die, die Arbeit haben, arbeiten lange und viel. Ich bin mittlerweile auch Fahrer, Mechaniker, Kontrolleur und Putzmann in einem. Trotzdem: Ich liebe meinen Beruf.“



Foto: Christina Hebel

Der Fahrer Krzysztof am Steuer seines Busses

Knapp 70 Kilometer südlich, nahe des Dorfes Gołębie, steht Piotr in Jeans und gelber Schirmmütze am Ufer des Bug. Der Wind lässt die Blätter der Weiden rascheln. Über Piotr segeln zwei Störche im Wind. Schließlich landen sie auf der anderen Seite – in der Ukraine. Dort, in Hörweite, fährt ein Mann auf einem Fahrrad vorbei, dessen Ketten klappern. Piotr blickt aufs Wasser. Der Bug ist hier ein kleines, träges Rinnsal, nur knapp zehn Meter breit.

Der kleine braun gebrannte Mann steht seit Stunden ruhig am Ufer. Er hat zwei Angeln im Wasser, aber heute beißt einfach nichts an. Piotr holt eine Angel aus dem Wasser, hängt einen Frosch an den Haken. „Ich bin oft hier. Ich angle gern, außerdem habe ich dann etwas zu essen, meine Pension ist ja nicht so hoch.“ Ob die Grenze sicher sei? Das sehe man doch, er zeigt auf eine Stelle in der Nähe, wo auf umgefallenen Bäumen Gras wächst – eine Brücke zum anderen Ufer: „Wer rüber will, kommt rüber.“

Einen Kilometer weiter verschwindet der Bug hinter einer Ecke. Der Fluss schlängelt sich nun weiter durch die Ukraine. „Achtung Staatsgrenze“ steht in Polnisch auf einem rostigen Schild, das an dieser Stelle am Ufer in den Boden gerammt wurde. Ab hier bestimmt nicht mehr der Bug mit seinen Kurven den Grenzverlauf zwischen der Ukraine und Polen. Ab hier bildet ein gepflügter, gerader Ackerstreifen die EU-Ostgrenze. Ein Band entlang der Felder und Wiesen, das die Landschaft in zwei Teile zerschneidet, markiert durch die polnischen und ukrainischen Grenzpfähle mit ihren Wappen.



Foto: Christina Hebel

Piotr angelt im Bug nahe dem Dorf Gołębie.

In diese Gegend direkt an die Grenze verirren sich nur wenige Touristen. „Wenn sie überhaupt kommen, fahren sie vor allem in die größeren Städte, weit weg von hier. Nach Lublin oder Zamość“, sagt Piotr. Letztere liegt rund 90 Kilometer westlich der Grenze und ist bekannt für ihre schönen Renaissance-Bauten um den Marktplatz, vor allem für das roséfarbene Rathaus mit der Freitreppe, das der Großkanzler Jan Zamoyski im 16. Jahrhundert zusammen mit der heutigen Altstadt planen und erbauen ließ. Dieses Motiv darf auf keinem Foto fehlen. Für einen Schnappschuss drängeln sich Jugendliche zusammen auf die Treppe, platzieren Väter ihre Kinder, umarmen sich Liebespaare vor dem imposanten Gebäude.

Eine Straße entfernt von dem Platz mit den Touristen sitzt Beata Kusiak am Schreibtisch ihres Büros. Sie arbeitet für Radio Eska, koordiniert die Werbung und macht die Sendepläne. „Es ist sehr ruhig in Zamość“, sagt die 37-Jährige. Und die Touristen? „Ja, die sind hier, aber außer ihnen gibt es hier nichts – keine Industrie. Die Arbeitslosigkeit ist hoch. Jeder sucht. Ich bekomme so viele Bewerbungen, dabei haben wir keine Stelle frei.“

Am Rande der Altstadt in einem weißen Kastenbau verwaltet Marian Hawrylak die Arbeitslosigkeit. „Bei 17 Prozent liegt die Quote derzeit“, sagt der stellvertretende Leiter des Arbeitsamtes. Vor allem die jungen Leute, die oft andere Sprachen beherrschen, würden aus Zamość weggehen. Ein junger Mann mit rasiertem Kopf beugt sich vor. „Betonarbeiter in Irland gesucht“ steht vor ihm auf einem weißen Zettel. Die Wand im Erdgeschoss des Amtes hängt voller solcher weißer Zettel, alles Arbeitsangebote im europäischen Ausland – Krankenschwester in Italien oder Fahrer für eine Fabrik in Großbritannien.

„Bis wir richtig in der EU sind, bleibt noch sehr viel zu tun“, sagt Beata, lehnt sich auf ihrem Stuhl vor und fährt fort: „Ich freue mich, dass Polen in der EU ist. Es ist super, wenn nicht für mich, dann auf jeden Fall für meine Kinder, die werden die Verbesserungen sicher spüren.“ Sie fügt hinzu, dass sie zu den Jungen in der Stadt gehöre, die für die Union seien. Vor allem Ältere würden sie ablehnen, aus Angst um die Zukunft. Für sie sei die EU zu abstrakt. Sie wüssten gar nicht, was die zwei großen Buchstaben EU bedeuten würden.

Genau das erklärt Jerzy Pomorski jeden Tag. Der Ingenieur ist stellvertretender Direktor der weiterführenden Hochschule für Verwaltung in Zamość. Dort befindet sich im Erdgeschoss das Europäische Informationszentrum. An der Wand hängt eine große Karte der EU-Staaten, darunter stehen Computer für die Besucher und ein Flachbildfernseher. „Mit dem können wir direkt via Satellit ins Brüsseler Parlament gucken“, sagt er stolz. In den Regalen stapeln sich die Broschüren: Was bringt die EU für die Bauern? Was für die Firmen? „Wir informieren die Menschen, machen Kurse über die EU an Schulen, in den Gemeinden und bei Firmen“, erklärt der stellvertretende Direktor seine Arbeit. Er zeigt auf die gerahmten Urkunden neben der Tür und lächelt: „Die sind von Betrieben, die sich mit unserer Hilfe gegründet haben, als Dankeschön.“

Und die Bauern? Sind sie mit der EU zufrieden? „Na ja, die Landwirte können jetzt die Preise selbst festlegen, bekommen Subventionen und finanzielle Unterstützungen von der EU, aber nicht alle, vor allem die größeren Betriebe“, sagt Pomorski und nach einer Pause fügt er hinzu: „für die kleinen Bauern ist es nicht so einfach.“ Dann klingelt sein Handy, morgen soll das neue Buch des Zentrums vorgestellt werden. Es stellt die wirtschaftliche Zusammenarbeit von Polen und der Ukraine im Grenzgebiet dar, „ein wichtiges Thema, das hier jeden betrifft“, sagt Pomorski und verabschiedet sich.

„Jetzt fahren wir ans Ende der Welt, an mein Ende der Welt“, sagt Iwona Krawiec. Die junge Frau will aufs Land nach Grodzisko Dolne, einem Dorf südwestlich von Zamość. Nach eineinhalb Stunden erreicht sie die Gemeinde Grodzisko. Sie fährt an Feldern mit Gurken, Mais, Getreide und Johannisbeeren vorbei, oft sind es nur schmale Ackerstreifen. Die Straßen sind neu asphaltiert – „die EU“, lächelt Iwona und beschleunigt den Polo. Es wird viel gebaut an den Straßenrändern. „Das sind Polen, die im Ausland Geld verdienen haben und nun wieder hier sind“, sagt sie. Nach einer halben Stunde biegt sie auf einen unbefestigten, abschüssigen Weg.

Iwonas Ende der Welt liegt mitten zwischen Bäumen: Es ist ein Steinhaus, ihr Elternhaus. Ihr Vater begrüßt sie, in der Hand einen Eimer voller Johannisbeeren: „Da bist du ja, wie schön.“ Edward heißt ihr Vater, er ist 73 Jahre alt und Bauer. Zusammen mit Iwonas Bruder bewirtschaftet er sechs Hektar Land, um sich und seine Tiere – drei Schweine, drei Pferde, zwei Kühe und die Hühner – zu versorgen. Er baut Getreide, Kartoffeln, Rüben, Zucchini, Gurken und Karotten an, pflückt Beeren und bäckt Brot. „Die Ernte zu verkaufen lohnt sich nicht, die Preise sind zu niedrig“, erklärt die 25-Jährige. Von der kleinen Rente ihres Vaters

müssten deshalb alle anfallenden Kosten für Wasser, Gas, Strom, Medikamente und die Versicherung für den Traktor – eben alles bezahlt werden.



Foto: Christina Hebel

Der Hof von Iwonas Vater in Grodzisko Dolne

Sonntag, 12.25 Uhr. Der Gottesdienst in der frisch renovierten katholischen Kirche der Gemeinde Grodzisko naht sich dem Ende. Der Priester steht vor dem Altar und verliest: „Das Arbeitsamt informiert: Die EU fördert Bauern, die ihren Hof modernisieren und ausbauen wollen. Weitere Informationen beim Amt.“ Iwona erklärt, dass es häufiger solche Angebote gibt – „in der Kirche sind immer viele Leute und sie erzählen die Neuigkeiten später ihren Familien und Freunden.“ Ist das Angebot nicht etwas für ihren Vater? „Nein, das ist für größere Höfe, 50 Hektar und mehr. Was sind da schon die 6 Hektar, die wir haben?“, fragt sie. Außerdem lohne es sich nicht für kleine Bauern wie ihren Vater, Geld zu beantragen. „Das ist viel Bürokratie, die schafft mein alter Vater nicht.“ Nur einmal hätten sie vergangenes Jahr Geld aus Brüssel für den Anbau von neuen Pflanzen bekommen.

Iwona ist wieder zu Hause auf dem Land, nachdem sie ihr Studium in Lublin abgeschlossen hat. Sie hat Psychologie studiert, mit Schwerpunkt Familienberatung. Doch Arbeit gibt es in diesem Bereich in Polen kaum. Die 25-Jährige muss sich jetzt, wie vom Arbeitsamt vorgeschrieben, ein dreimonatiges Praktikum suchen. „Ich mache das hier, weil ich die Stille auf dem Land liebe und meinem Vater etwas helfen will.“

Arbeit – das Wort kommt häufig vor, wenn Iwona mit ihren Freunden redet. Es ist wie ein roter Faden, der in ihren Gesprächen immer wieder aufgenommen wird. Wo gibt es einen Job? Und wenn welchen? Eine Freundin schlägt ihr vor: „Biete doch Tourismus auf eurem Bauernhof an. Die EU gibt viel Geld, gerade für Agrotouristik.“ Iwona lacht: „Na mal sehen.“ Ihr Traum ist es, Kunsttherapie zu studieren, ein Aufbaustudium, das viel Geld kostet. Nach dem Praktikum möchte sie deshalb ins Ausland gehen, um Geld zu verdienen. „Wir werden sehen“ – ein Satz, der im Polnischen häufig vorkommt.

Von Iwonas ruhigem Ende der Welt im Grünen sind es nur 18 Kilometer bis zur Europastraße 40, der vierspurigen, gut ausgebauten Straße, die vom französischen Calais hier vorbei in die Ukraine und weiter bis nach Kasachstan führt. Lastwagen donnern Richtung Grenze, Lieferwagen und Autos überholen sie. Vor Jarosław verengt sich die Straße auf zwei Spuren – die im 12. Jahrhundert erbaute Stadt wird zu einem Nadelöhr für den Verkehr. Dieser lärmt quälend langsam durch Jarosław, das aussieht, als ob es von einem grauen Schleier bedeckt ist, so sehr haben sich die Abgase auf die Fassaden der Altbauten gelegt.

Weiter nach Süden kommt man über die Europastraße 40 nach Przemyśl. Von einem Turm der Burg ist die Grenzstadt, die durch den breiten Fluss San in zwei Hälften geteilt wird, gut zu überblicken. Unterhalb der Burg liegt die Altstadt von Przemyśl mit ihren verwinkelten Gassen und verzierten Häusern – eine Erinnerung an die Zeit, als diese Gegend Teil der Habsburger Monarchie war.



Foto: Christina Hebel

Przemyśl

Przemyśl liegt nur 15 Kilometer von der Grenze entfernt und zieht deshalb viele so genannte „mrówki“, polnisch für Ameisen, an. Sie stehen vereinzelt in Einfahrten, zu zweit hinter dem Busbahnhof oder gruppenweise auf dem Markt. „Zigaretten, Zigaretten“ oder „Wodka“

flüstern sie und haben meist Plastiktüten und Taschen bei sich. Die meisten von diesen fliegenden Händlern sind Ukrainer, die für zwei, drei Tage in der Stadt kommen, um ihre Waren zu verkaufen. So wie Irina.

Sie steht hinter dem Haus des Busbahnhofes und überblickt die Straße. Die etwa 30 Jahre alte Frau dreht sich mehrmals um – erst nach links, dann nach rechts. Alles sauber keine Polizei – schnell macht sie ihre Umhängetasche auf. Zum Vorschein kommen Zigaretten. „Die blauen kosten 4 Złoty (1 Euro), die roten 5 Złoty (1,25 Euro)“, sagt Irina in Polnisch mit ukrainischem Akzent. Sekunden später hat sie eine Packung blauer Zigaretten weniger und vier Złoty mehr in der Tasche. „Wir müssen sehr auf die Polizei aufpassen, denn seit Polen in der EU ist, gucken die Beamten genauer“, sagt sie.

Zu Irina kommt eine kleine ältere Frau mit rot gefärbten Haaren, die zugehört hat. „Ja, es ist schwerer geworden, Zigaretten zu verkaufen.“ Lohnt sich der Verkauf denn überhaupt noch? „Na ja ein bisschen, wir kaufen die Schachteln für drei, vier Złoty (0,75 Euro, 1 Euro) und verkaufen sie für einen Złoty (0,25 Euro) mehr“, sagt Irina. Es gäbe Frauen und Männer, die immer wieder von der Ukraine nach Polen fahren würden, um die Päckchen rüberzuschmuggeln. Ein hohes Risiko, das sie sich bezahlen lassen. „Wir nehmen nur wenig selbst mit rüber. Ein, zwei Stangen unter dem Pullover am Bauch“, sagt die ältere Frau. Ein neuer Kunde kommt. Die Frauen verabschieden sich. Schließlich wollen sie in drei Tagen ihre Taschen leer haben, um mit dem Bus wieder nach Hause zu fahren.

Es ist einer dieser Busse, mit denen die Zigaretten nach Przemyśl kommen. Mehrmals am Tag fahren sie zwischen dem ukrainischen Lwów/L'viv und Przemyśl hin und her. In der Ukraine startet jeden Tag ein Bus um 21 Uhr in Richtung polnische Grenze. Die Plätze sind meistens alle belegt. Auch an diesem Abend drängen vor allem mit Plastiktüten und Taschen bepakte Frauen in den Bus. Sie kennen sich, unterhalten sich auf ukrainisch, jede hat ihren festen Stammplatz. Das wissen die anderen und respektieren es.

Danach steigen einige wenige Ukrainer und ein paar Touristen zu. Der Busfahrer, ein Mann mit kurz geschnittenen Haaren in Jeansjacke, läuft nervös auf und ab. Dabei schreit er: „Schneller, schneller. Ich will los.“ Immer wieder guckt er auf seine Uhr, rennt um den Bus. Endlich sind alle Fahrgäste drin. Er startet den Motor. Je näher die Grenze kommt, desto fahriger wird der Fahrer. Hastig spricht er auf den jungen Busbegleiter ein, gibt ihm undeutliche Anweisungen. Hinter den Männern rascheln Tüten, macht es laut „rrrrtttsschhh“.

Im Gang steht eine junge rothaarige Frau mit Zopf und reist Klebeband in Stücke. Sie krepelt ihre Jeans hoch und klebt sich fest an jedes Schienbein eine Stange Zigaretten. „Da sieht man die doch nicht?“, fragt sie die stämmigere Frau in der Reihe hinter ihr, die zuckt nur mit den Schultern: „Probier es.“ Sie nimmt einzelne Schachteln, beißt mit ihren Zähnen deren spitze Ecken ein, damit sie auf der Haut nicht so wehtun. Dann schiebt sie sich einzelne Schachteln unter den BH. Zwei Stangen klebt sie sich an den Bauch.

Die Rothaarige beugt sich über zwei verdutzte Touristen und steckt neben sie zwei Stangen zwischen Sitz und Busverkleidung. „Geht doch, oder?“, fragt sie. Ohne eine Antwort abzuwarten, dreht sie sich um und verteilt ihre restlichen Schachteln in Taschen und in der Hutablage.

Nach eineinhalb Stunden erreicht der Bus die Grenze. Der Fahrer schreit wieder rum. Einige der Frauen laufen zu ihm nach vorne, drücken ihm Geldscheine in die Hand. Die Rothaarige ist fertig mit Packen, setzt sich auf ihren Platz und bekreuzigt sich dreimal. Dann schließt sie die Augen und stellt sich schlafend. „Jeder auf seinen Platz“, brüllt der Fahrer, der noch schnell ein paar Scheine in seinen Reisepass legt. Ein ukrainischer Zollbeamter steigt in den Bus und sammelt von jedem Fahrgast den Pass ein, auch den des Fahrers. Nach einer halben Stunde ist der Busbegleiter mit den Pässen wieder da. Der Bus fährt zu den polnischen Grenzen vor.

Die stämmige Frau zeigt ihren Pass, er ist voller Stempel. „Zehn Jahre soll er reichen, bei mir reicht er nur drei Monate, so oft fahre ich“, lacht sie und prüft, ob die Zigarettenstangen am Bauch noch richtig sitzen. Die Stunden verstreichen, mittlerweile ist es dunkel. Es regnet.

Plötzlich schreit der Fahrer: „Alle raus.“ Die Fahrgäste müssen in einem hell erleuchteten Gebäude ihr Gepäck zeigen, einige werden von Beamten abgetastet. Die Rothaarige schafft es als eine der ersten durch die Kontrolle. Abseits steht die stämmige Frau, macht den anderen immer wieder hektische Zeichen. Über ihr durch die Scheiben des Nebenraumes sieht man Säcke voll von beschlagnahmten Zigaretten. Die Beamten winken die Touristen durch.

Draußen wartet schon der Bus mit laufendem Motor. „Einsteigen“, schreit der Fahrer. Er macht die Tür zu und beschleunigt. Der Platz, auf dem vorher die stämmige Frau gesessen hat, ist leer. Sie hat es nicht geschafft. Die Stangen, die neben den Touristen eingeklemmt waren, sind weg. Die Rothaarige macht ihre Taschen zu, bekreuzigt sich einmal und schließt die Augen. Sie hat es geschafft. Gegen zwei Uhr steht der Bus dann auf dem Bahnhof in Przemyśl. Schnell steigen die Frauen aus und verschwinden in der Dunkelheit.

„Die billigen Zigaretten aus der Ukraine kann man hier überall kaufen, Bier und Wodka auch“, sagt Dagmara Będowska. Das komme alles über die Grenze. Sie zeigt hinter sich. Hundert Meter hinter dem Haus fließt der San. Hier in den Bergen im südöstlichsten Zipfel Polens ist er, der den Grenzverlauf zwischen Polen und der Ukraine bestimmt, nur ein kleiner Fluss, durch den man zu Fuß waten kann.

„Ich lebe am Ende der Welt“, sagt Dagmara. Die 30-Jährige arbeitet für den Nationalpark Bieszczady. Sie ist Ansprechpartnerin für die Fahrradfahrer und Wanderer, die hier vorbeikommen, und leitet eine kleine Jugendherberge mit zwölf Betten. Der Flachbau und das Holzhaus, in dem sie wohnt und das sie sich liebevoll mit Holzmöbel eingerichtet hat, sind die letzten Gebäude vor der Grenze. Etwas abseits steht noch das kleine Haus eines Waldarbeiters.

„Die Arbeiter und ich sind hier die einzigen Bewohner.“ Sonst gebe es nur Bäume, Büsche und Gräser. „Tja, das Ende der Welt ist grün“, lacht die 30-Jährige. Ob sie Angst habe? „Nein, ich fühle mich sehr wohl hier in den Bergen. Ich bin seit zwei Jahren hier. Es ist so schön ruhig. Ich möchte für immer bleiben“, sagt sie. Zum ersten Mal wäre sie während ihres Ökologie-Studiums für ein Praktikum hier gewesen. Der Ort habe ihr so gut gefallen, dass sie nach dem Ende ihres Studiums unbedingt wieder zurück wollte, um fest zu arbeiten.



Foto: Christina Hebel

Wanderer blicken vom südöstlichsten Zipfel Polens in den Bieszczady auf den kleinen ukrainischen Ort Jaworiw

Telefon habe sie nicht, da das Festnetz kaputt sei. Ihr Handy funktioniere erst, wenn sie einen Kilometer laufe, dann habe sie erst wieder Netz, aber nur ukrainisches für 70 Groszy (17,5 Cent) die Minute. Manchmal höre sie nachts Stimmen von Schmugglern und illegalen Grenzgängern, aber sehen würde sie diese nicht, denn es sei ja dunkel.

„Das Gebiet hier ist sehr beliebt bei illegalen Einwanderern – Kurden, Vietnamesen, Indern, aber auch Ukrainern. Die Ruhe trägt“, sagt auch ein Mitarbeiter der Direktion des Nationalparks in Ustrzyki Górne, der seinen Namen lieber nicht nennen will. Ukrainische Schleuser würden die Menschen in die Berge bringen, die dann über die Grenze laufen und in Polen wieder abgeholt werden. „Das kostet natürlich, ein gutes Geschäft für die Schleuser. Ich habe einen Kurden getroffen, der das schon dreimal so nach Polen gekommen ist“, sagt der Mann. Für die Polizei sei es gar nicht möglich, die Grenze gänzlich zu kontrollieren. Zwar seien Beamte ständig in den Bergen unterwegs, aber sie könnten eben nicht immer und überall sein.

„Oft fasst die Polizei die Illegalen aber später unten im Tal, denn sie fallen schon sehr auf, durch ihre Kleidung und vor allem diese Plastiktüten. Sie sehen einfach nicht wie Touristen aus“, sagt Dagmara. Die Polizei hält immer wieder Autos an, prüft Papiere und guckt in

Kofferräume. Auch die öffentlichen Busse werden kontrolliert: „Heute keine Ukrainer an Bord?“, fragt ein bulliger Beamter den Busfahrer, der von Ustrzyki Górne ins Tal fährt. Der Polizist blickt prüfend in den Bus, verabschiedet sich kurz danach wieder. Der Busfahrer darf weiter fahren: An einigen, wichtigen Straßen hat die Grenzpolizei in den Bieszczady sogar Kameras installiert. Zudem bekommen Bewohner, die den Beamten nützliche Tipps geben, 100 Złoty (25 Euro) Belohnung.

Trotzdem: Die Bieszczady seien in erster Linie ein wunderschönes Stück Natur, das sich lohne zu besuchen, betont Dagmara. „Zu uns kommen vor allem Polen, die hier wandern und Urlaub machen. Ausländer sind noch selten.“ Diese Saison sei allerdings etwas schwierig, weil das Wetter nicht so mitspielt. Viel geregnet hat es in diesem Sommer, die Wanderwege sind schlammig und rutschig. In der Zentrale des Nationalparks rechnet man deshalb für dieses Jahr auch nur mit 300 000 Besuchern, bei gutem Wetter können es bis zu 400 000 sein.

In Polen wandern vor allem junge Leute, die in kleinen Gruppen Touren durch die Berge machen. Viele harren trotz des Dauerregens in den Jugendherbergen und Zelten aus und starten in die Berge, sobald der Regen nachlässt und die Sonne ab und zu durch die Wolken bricht. Eine beliebte Tour ist die Strecke von Ustrzyki Górne hoch zum 1307 Meter hohen Berg Wielka Rawka und dann entlang nach Westen auf dem polnisch-ukrainischen Grenzwanderweg weiter zum Krzemieniec.

Der Pfad ist mitten in die Wälder geschlagen, zehn Meter breit, markiert mit polnischen und ukrainischen Grenzpfählen, der sich kilometerlang auf den Bergrücken entlang zieht. Spielend kann der Wanderer die Seiten wechseln, mal steht er in Polen, mal in der Ukraine. Das ist Freiheit! Was sind schon Grenzen?



Foto: Christina Hebel

Der Grenzpfad in den Bieszczady zwischen Polen und der Ukraine

Nach gut einer Stunde ist das Ziel erreicht: der 1221 Meter hohe Krzemieniec. Hier treffen Polen, die Ukraine und die Slowakei aufeinander. Statt Grenzpfählen, die sich gegenüber stehen, gibt es an dieser Stelle nur einen einzigen dunklen hohen Stein. Er hat drei Seiten, eine für jedes Land, in die dessen Wappen und der Namen des Berges in der jeweiligen Sprache eingraviert sind. Hier am Dreiländereck endet die polnische EU-Außengrenze.



Foto: Christina Hebel

*Am Krzemieniec treffen sich Polen,
die Ukraine und die Slowakei.*

Erschöpft lassen sich die jungen Wanderer im Gras nieder, trinken Wasser und essen mitgebrachte Brote. Kauend lassen sie ihre Blicke nach links und rechts schweifen: Auf der einen Seite liegt die Slowakei, EU-Land, auf der anderen die Ukraine, Nicht-EU-Land. Dazwischen läuft die Grenze, die Polen und die Slowakei von der Ukraine trennt: eine Schneise durchs Dickicht, die wie ein Band wirkt, das sich auf die Bergrücken gelegt hat, dessen Konturen am Horizont im satten Grün der Wälder verschwinden.